Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 16

Artikel: Das Inserat [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635405

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 20. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Tage.

Von Maja Matthey.

Tage gehn vorüber, fremd und fern,
Wie am Himmelszelt ein stiller Stern,

Werden ernst und seltsam schleierlos;
Leben, deine Linien werden groß.

Gestern noch die junge Amsel sang
Liebesfroh im grünen Laubengang.

Rosen brach ich, beide Hände voll
Und war selber lenz- und lebenstoll.

Heut ist alles anders, wie vertauscht.
Einem Nachhall bang die Seele lauscht.

Selten tönt ein leiser Hauch zurück,
Wie das Klirren von zerbrochnem Glück.

Und ein sehnsuchtsmüdes Herzeleid
Hebt den stummen Mund zur Ewigkeit.

Das Inserat.

Von Lisa Wenger.

(Fortsetzung.)

Vergebens grüßten die blauen Klematis herein, vergebens winkten die bunten Begonien, umsonst lockte der herrliche, brennend rote Kaktus zur Bewunderung, niemand lobte diese drei sonst so geschätzten Erzeugnisse des freigebigen Sommers.

Man las vor, wie immer. Emanuel hatte die drei gerechten Kammacher vorgeschlagen, denn die Wahl war an ihm, und in geheimem Trotz hatte er gerade diese Vorbilder staubiger, ärmlicher Nüchternheit gewählt. Er wußte, daß Sabine sie nicht leiden konnte.

Aber auch das Lesen zerstreute ihn heute nicht. Das unangenehme Gefühl im Herzen wurde noch stärker, wenn er die emsig klöppelnden Finger oder den gesenkten aschblonden Scheitel Jungfer Sabines ansah.

Und ihr war es auch nicht wohl ums Herz. Sie gab sich alle Mühe, die Kammacher nach ihrem Geschmack zu finden und versuchte es, über die drei ein erbauliches Gespräch zu führen, um zu zeigen, wie aufmerksam sie der Vorlesung gefolgt sei. Aber Emanuel achtete des kleinen Entgegenkommens nicht. Er sah sie nur immer vor sich, wie sie den Brief in den Schalter warf. Den Brief an seinen Feind. Jawohl, an seinen Feind, an den Menschen, der ihm alles nehmen würde, was ihm lieb und angenehm war.

Der gute Mann saß noch immer auf seinem Stuhl und vor seinem Glase Wein, das er nicht einmal zur Hälfte ausgetrunken hatte, den Kopf gesenkt, die Hände in den Hosentaschen. Die Cigarre lag ohne Leben, grau und vergessen auf dem Fenstersims.

„Es ist zehn Uhr vorbei, Herr Emanuel,“ mahnte endlich Sabine. Da sah er auf.

„Ich gehe schon,“ sagte er gereizt. Die zwei Frauen sahen sich verwundert an, zuckten die Schultern und hoben die Augen zur Decke, um anzudeuten, daß heute mit ihrem geärgerten Freund nichts anzufangen sei. Dann sagten sich alle drei kühl gute Nacht.

Und das alles war die Schuld dieses Kerls aus der Zeitung. Er verdarb Herrn Emanuel schon jetzt die Abende. Grimmig begab er sich zur Ruhe.

Als er nun so in seinen Kissen lag, auch im Sommer zugedeckt bis an die Ohren nach seiner Gewohnheit und über die Heiratsangelegenheit nachsann, wurde ihm unerträglich heiß. Zu dem bittern Gefühl im Herzen und dem unangenehmen Gedanken im Hirn gesellte sich nun auch noch die Reue.

Warum war ihm nie eingefallen, was diesem blöden Zeitungs-Frauenfänger doch eingefallen war? Nämlich, sich

zu verheiraten. Warum saß er nun seit sieben Jahren jeden Abend neben Jungfer Sabine Schön, ohne daß ihm je der Gedanke gekommen wäre, sie zu seiner Frau zu machen und sich dadurch ihre ganze, glatte, saubere, appetitliche Persönlichkeit und Häuslichkeit zu sichern. Warum nicht?

Weil er ein Esel war, darum nicht. Und jetzt war es zu spät. Jetzt schwamm sie in ihren romantischen, poetischen Wünschen, schwaderte darin herum, ließ sich von der Sonne ihrer Hoffnungen bescheinen und verlor keinen Gedanken mehr an ihren treuen, langjährigen und anhänglichen Freund.

Ein Esel, ja, das war er. Was in aller Welt hatte ihn z. B. dazu getrieben, mit dieser feinen Seele die Hosen des Herrn von Brendow zu lesen? Damit hatte er sie von sich gestoßen. Da hatte sie es deutlich gesagt, daß sie und einer, dem die Geschichte von einem Paar Hosen über Schillers Kabale und Liebe ging, nicht zusammen paßten.

Nur so war es zu erklären, daß, wenn auch ihm der Gedanke an eine Heirat zwischen ihnen beiden nicht kam, er auch ihr nicht gekommen. Sie hätte ihm einen Wink geben können! Sie hätte ein bescheidenes, hinweisendes Wörtlein sagen können, etwa: Wie wäre es, wenn —? Oder: Was meinen Sie, Herr Emanuel? Oder: Es wäre vielleicht nicht so übel — Es schiene mir angezeigt, daß — oder so etwas. Er würde es schon verstanden haben.

Aber nein, sie schweigt. Sie geht hin und schreibt dem Ersten Besten einen Brief. Sie übergeht mich! Herrn Emanuel wurde es so heiß, daß er aufsprang, seinen grauen fadenscheinigen Schlafrock anzog und sich ans Fenster setzte. Nachts ein Viertel vor elf Uhr!

Als es elf Uhr schlug und er immer noch vor Reue und Kummer schwitzte, erfaßte ihn der Zorn.

„Sie hat überhaupt kein Recht zu heiraten! Lebten wir nicht wie wohlmeinende brave Eheleute zusammen, bildlich genommen? Trugen wir nicht Freude und Leid zusammen? Teilten wir nicht alles, was wir hatten? Und nun tritt sie diese Freundschaft mit Füßen, und will mir nichts, dir nichts einen andern nehmen. Mag sie in Gottes Namen in ihr Unglück rennen, gut, gut, mag sie ihn nehmen, meinetwegen, was geht es mich an? Heiratet sie, so heirate ich auch! Herr Emanuel schnellte plötzlich von seinem Stuhl in die Höhe. Was kam ihm da für ein Gedanke? Wer schickte ihm den? Natürlich, selbstverständlich, der war das richtige. Diese Sabine sollte nicht meinen, daß es nur sie in der Welt gebe. O je, Frauen gab es wie Blaubeeren." Herr Emanuel Pfeiffer ging aufgeregt in seiner Stube auf und ab. Es geschah das Niedagewesene, daß er sich nachts um elf Uhr eine Cigarre anzündete. Im Schlafzimmer mit den weißen Gardinen!

Meinetwegen! dachte er trotzig. Sie nimmt auf mich keine Rücksicht, warum soll ich Rücksicht auf ihre Gardinen nehmen? Der Kerl wird wohl auch rauchen, wenn er einmal ihr Geld hat, trotz seines Gesäusels. Der wird die weiße, saubere Sabine bald angeraucht haben wie einen Meerschaumkopf. Er lachte vor sich hin, grimmig und doch im tiefsten Herzen mitleidig. Dann kam er auf den Gedanken des Heiratens zurück. Wie eine Rakete fuhr es ihm durch den Sinn, daß er ja das Fineli nehmen könnte. Selbstverständlich! Das war ja der beste Ausweg. Natürlich, das Fineli. So im Halbdunkeln konnte man sie mit Sabine verwechseln, und auch von hinten glichen sie sich sehr.

Ein wenig jung war die Josephine, aber mehr dem Wesen, als den Jahren nach. Und schließlich kannte er sie schon sieben Jahre und sie kannte ihn ebensolang, da gab es keine Ueberraschungen mehr. Es würde so schön alles beim alten bleiben.

Ja so, der Kerl wäre ja da. Der würde sich aber schon ducken müssen, wenn sie drei gegen einen wären. Drei gegen einen, alter Narr! Die Sabine hielte ja natürlich zu dem fremden Menschen.

Herr Emanuel paffte ganze Wolken vor sich hin. Solche Nachtgespräche, die er mit sich selbst halten mußte, haßte er. Er war nun einmal daran gewöhnt, alles mit seinen Porzellanfigürchen zu besprechen, eigentlich nur mit der Sabine, denn Fineli zählte in Gesprächen nicht mit.

Emanuel gähnte. Er entledigte sich seines mäusegrauen Schlafrockes, warf die Cigarre in einem weiten Bogen zum Fenster hinaus, daß sie schön aufglühte und Funken streute, und kroch ins Bett.

„Ich werde die Josephine heiraten, dann kann ich auch ein Auge auf die Sabine haben," dachte er im Einschlafen. „Sie wird es nötig haben, wenn sie den Kerl aus der Zeitung nimmt."

II.

Die nächsten Tage verbrachte Emanuel in dumpfer Wehmut und Sabine in unruhiger Erwartung. Josephine war es ebenfalls unbehaglich zu Mute, denn ihr lag gar nichts daran, sich mit einem unbekannten Menschen zu verloben und zu verheiraten. Dennoch bewegte eine sanfte Neugierde ihr Herz.

Wenn ein Schritt auf dem Pflaster vor der Haustüre erklang, so sprangen sie beide ans Fenster, um zu sehen, ob es der Briefträger sei, und wenn eines der Nähkinder zur Unzeit an der rostigen Klingel zog, daß sie gellend kreischte, so erschraken sie bis ins Innerste und hielten den wichtigen Augenblick für gekommen.

Es vergingen mehrere Tage und sie hörten nichts von dem Bewerber. Endlich, an einem Freitag um halb neun Uhr, scharrte es vor der Haustüre; der Draht, an dem die Glocke befestigt war, rasselte und quitschte und wurde zweimal nacheinander heftig gezogen, sodaß das Glöcklein unbändig hin und her schwang.

Als Sabine klopfenden Herzens zum Fenster hinaussah, stand der Briefträger unten und wehte mit einem Brief.

„Ein Liebesbrief, Jungfer Schön," schrie er zu ihr hinauf, und es brauchte zu dieser Erkenntnis keine große Erfindungsgabe, denn der Brief war himmelblau mit goldenen Rändern und war hinten mit zwei sich schnäbelnden Tauben geschlossen. Sabine wehrte sich, rosa angehaucht bis unter die aschblonden Haare.

„Was glaubt Ihr auch, Herr Abderhalden," rief sie hinunter, „in meinem Alter denkt man nicht mehr ans Heiraten."

„Alter schützt vor Torheit nicht," sagte mit einer höflichen Verbeugung der brave Briefträger. „Uebrigens," fuhr er gemütlich fort, „ich nähme Sie, meiner Seel, jeden Augenblick noch, Jungfer Schön, wenn ich nicht schon eine hätte! Sie sehen ja so glatt aus wie meiner Frau Sonntagstasse." Sabine bedankte sich für das Kompliment und sandte ihm durch Josephine ein Gläschen selbstgemachten Nußwassers herunter. Abderhalden nahm es dankend und zwinkernd in Empfang,

legte die Hand aufs Herz und sagte zu Fineli: „Ja, ja, die Liebe.“ Dann ging er und wischte sich den Mund mit der Hand.

Als Fineli gleichmütig den Brief brachte, saß Sabine erwartungsvoll und aufgeregt auf dem Sofa in ihrer Schlafstube. Von der Nähstunde her summte es wie von einem Bienenschwarm, aber die gewissenhafte Lehrerin kümmerte sich heute nicht darum.

Jetzt sollte es sich also entscheiden, ob ihr Fineli glücklich würde oder nicht. Sie streckte die Hand aus, nahm den Blauen in Empfang und besah ihn von allen Seiten. Sie wußte nicht, gefiel ihr das sich schnäbelnde Taubenpaar oder gefiel es ihr nicht.

„Inwendig hätten sie sich schöner gemacht,“ sagte sie zu Josephine. „Komm, setz dich neben mich, wir wollen ihn zusammen lesen.“ Sie öffnete die Epistel. Die Handschrift war klein und verschnörkelt. Der Anfangsbuchstabe war riesengroß, sein Schwanz schwang sich wie ein Komet über die halbe Seite. Oben, links in der Ecke war ein flammendes Herz aufgeklebt, darunter ein kleines Spruchband: Aus Liebe. Sabine las den Brief laut vor und Josephine sah mit hinein.

Der Brief war überschwenglich und maßlos in den Ausdrücken des Entzückens. Der Schreiber schlug eine Zusammenkunft vor in der nächsten großen Stadt, unter dem Schillerdenkmal. Zuletzt kam eine Nachschrift. „Ich bitte Sie, alle bezüglichen Papiere u. s. w. mitbringen zu wollen. Ich werde dasselbe tun. Ihr Zug ist 1 Uhr 35 in der Stadt.“

Sabine und Josephine sahen sich an.

„Das ist ein prachtvoller Brief,“ sagte Josephine. „In der Geschichte, die ich neulich las, schrieb der Liebhaber gerade so einen.“

„Ja, es ist ein schöner Brief,“ sagte Sabine nachdenklich. Emanuel hatte ihr aber alle Naivität genommen inbetreff des Bewerbers. Sie konnte sich für das herrliche Schreiben gar nicht mehr so begeistern, wie für den Zeitungsartikel neulich. Wenn der Freund recht hätte? Wenn die Sache Schwindel wäre? Aber das konnte ja eigentlich nicht sein, so schlecht war kein Mensch, und dann konnte man so etwas nicht erfinden, wenn man es nicht fühlte. Nein, es war wirklich ein schöner Brief, und sie wollte morgen hinfahren.

Sie sprachen lange darüber, wie sie sich anziehen wollten, was Josephine mit dem fremden Herrn sprechen sollte, und wie sie sich benehmen müsse; denn Josephine verstand es nicht, mit Männern umzugehen. Ausgenommen Herrn Emanuel, kam sie nie mit einem zusammen.

Sabine war den ganzen Tag sehr nachdenklich. Sie wollte doch recht vorsichtig sein. Des langjährigen Freundes Hohn und Warnung hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und sie war mißtrauisch geworden. So ohne weiteres und ohne Garantie gab sie ihr Fineli nicht her.

Sie dachte sich daher sechs Fragen aus, die sie dem Bewerber vorlegen wollte, ohne daß er es merkte. Beantwortete er sie nach ihrem Sinn, so durfte Josephine es mit ihm wagen. Blieb er ihr aber die Antworten schuldig, so wollte sie, ehe sie in Josephinens Namen das Jawort gab, auf alle Fälle vorher mit Herrn Emanuel reden, wenn sie sich auch damit seinem Hohn aussetzte.

Den ganzen Tag studierte sie, welche Fragen sie wählen wolle. Sie müßten das Geistesleben, das Seelenleben, das Liebesleben und das praktische Leben berühren.

Erstens wollte sie wissen, ob der Bewerber die Bibel kenne, denn Religion mußte er haben. Dann war ihr wichtig, ob er vertraut sei mit Schillers Gedichten, dem Tell und der Jungfrau von Orleans. Die übrigen Werke des Dichters wollte sie ihm erlassen. Dann sollte er Kenntnisse in der Schweizergeschichte haben, und sollte wissen, wie die sieben Bundesräte, und der Bundespräsident des laufenden Jahres hießen. Ein Mann, der sich um sein Vaterland nicht kümmerte, schien ihr kein rechter Mann zu sein, und einer, der die Geschichte seines Vaterlandes nicht kannte, konnte seine Heimat nicht wirklich lieben.

Dann verlangte sie zu wissen, welchen Vereinen er angehöre, und hoffte daraus seinen Geschmack und seine Liebhaberei zu erfahren, und zum Schluß gedachte sie herauszubringen, was er an einer Frau, d. h. seiner eigenen Frau, am meisten schätze. Daraus würde sie dann wohl schließen können, wessen sich diese von ihm zu versehen hätte.

Sie hatte angestrengt denken müssen, um diese Thesen zu formulieren, und hatte alles, was sie an Menschenkenntnis besaß, zusammengesucht. Es war ein schweres Stück, so einen Prüfstein für einen Mann zu erfinden.

Als sie ihre Fragen beisammen hatte, schrieb sie sie in ein kleines Notizbuch, das mit vielen Vergißmeinnicht besät war, und legte es in ihr saffianenes Handtäschchen. Dazu legte sie ein längliches, strohumsponnenes Fläschlein mit kölnisch Wasser und ein gläsernes Döschen mit Drops, ein silbernes Obstmesser und ein Taschentuch mit einer feinen, nur wenig geflickten Valanciennespitze. Das Geld in dem perlengestickten Geldbeutel bewahrte sie in einer Tasche auf, die sie unter dem Kleiderrock trug.

Alles das legte sie auf den Tisch in ihrer Schlafstube, dazu das Kursbuch und den Fremdenführer der großen Stadt, den sie noch von ihren Eltern her besaß. In der Stadt war sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gewesen.

Sabine schlief unruhig in dieser Nacht, denn Josephines Geschick lag ihr am Herzen. Fineli aber lag in ihrem Bett wie eine Lederpuppe und rührte sich nicht. Sie überließ die Führung ihres Lebens vertrauensvoll Sabinen, und ließ sie auch diesmal tun, was ihr gut dünkte. Ob man ihr einen Mann wählte oder nicht, darüber regte sie sich nicht auf.

Ganz besonders schlecht aber schlief Herr Emanuel. Der Entschluß, sich zu verheiraten, und zwar mit Josephine zu verheiraten, reifte in dieser Nacht. Er erwachte mit dem bestimmten Vorsatz, bis zum Sonntag zu warten und sich dann zu erklären. Er hatte übrigens an der unruhvollen Tätigkeit und aufgeregten Emsigkeit Sabines gemerkt, daß etwas im Tun sei, und wollte der Verlobung der für ihn Verlorenen mit seiner eigenen Verlobung zuvorkommen.

So standen die Dinge, als das Kleeblatt am Freitag morgen beim Frühstück saß. Emanuel erstaunte sehr, als Sabine ihm eröffnete, daß er im Wirtshaus zu Mittag essen müsse, da sie mit Josephine die große Nachbarstadt zu besuchen gedächte. Da bemerkte er erst, daß die Frauen schön geputzt waren, und daß ihre Hüte mit den grünen Bändern und den Maiglöckchen auf der Kommode lagen.

(Schluß folgt.)